

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** - (1930)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Das Pferdchen  
**Autor:** Hohl, Ludwig  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-760201>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ✓ Das Pferdchen

*Novelle von Ludwig Hohl*

Schon eine Stunde war Nacht. Im Tram, auf den Straßen, aus den Anschlägen der Cafés, überall her sang eine einzige Stimme – daß morgen Fest sei, Réveillon, Weihnachten! Ich, der aus der Stadt ins einsame Fischerdörfchen strebte und allein war, würde kein Fest feiern. Ich stand auf der Plattform des Trams unter vielen, von denen auch nicht einer im mindesten traurig schien. Und doch, trotz allem, was ich sah, gab es nicht auch in diesen Tagen Traurige? Unaufhörlich werden Kinder geboren auf der Erde. Und starb nicht vielleicht soeben jemand, in diesen Häusern hier?

Schon die Endstation. Die Lichter löschten aus, denn die Tramleute beeilten sich mehr als gewöhnlich, ihren Dienst zu beenden. Unter den wenigen Menschen, die bis hierher gefahren waren, stieg auch ich aus, mit einem Sprunge, der Kälte wegen und da es doch sein mußte. Und mit dem gleichen entschlossen schnellen Schritt machte ich mich auf den Weg, da es doch sein mußte. Die Leute verteilten sich hinter mir in den kleinen Straßen dieses äußersten Stadtteils. Nach den letzten Häusern – ich glaubte, daß man es den Häusern selber ansehen müsse, daß es die letzten seien – führte die Straße, ganz wenig steigend, in eine Berglandschaft hinein. Es war fast eine Hochgebirgslandschaft; auf die kahle Felsenwelt schien der Mond und ließ sie wie vergletschert und doppelt schroff erscheinen. Einzelne Steine zeichneten sich trotz der allgemeinen Helle plastisch und wie schimmerndes Elfenbein ab auf der Straße. Stille und Öde herrschte, vollkommene, auf einen Schlag.

Nun führte die Straße durch eine schwach abfallende Einsenkung. Da stand jetzt auf einmal das Meer. Ein kleines Stück nur, eben um die Kurve auszufüllen, aber steigend, eine Wand, und sehr dunkel.

Und bald würde ich zwanzig Meter über ihm stehn, durch ein Mäuerchen vom senkrechten Absturz getrennt, da, wo es als größte Fläche alles beherrschte. Und wandeln und wandeln würde ich, immer um Buchten und Rippen herum, immer zwischen dem rauschenden Meere und dem kahlen Gebirge – bis auf einmal, nach einer letzten Ecke, die den Einblick in eine letzte Bucht verbarg, die kleine Fischer-

ansiedelung sichtbar würde mit ihrem rätselhaften Leben. – Aber war es auch nur wieder ein Leben? Nur erst das jenseitige Ende des Häuserbogens würde ich sehen. Dort brannte ein Licht oder zwei. Von trüben Petrollampen hinter den Fensterchen der elenden Hütten kamen diese Lichter. Aber nicht warm und lockend blickten sie, die gigantische Kahlheit des Felsenlandes war vielmal stärker; und das unermessliche Meer. Die türmgleichen und palastartigen Felsen schienen mehr noch aus Elfenbein als am Tage; und die Inseln mehr noch wie Geisterschiffe; und noch jetzt, in der Nacht, sah man, daß auf dem langen Steinrücken hinter den Häusern keine Pflanzen wachsen konnten. Traulich waren die beiden Lichter nicht, eher waren es die gläsern hellen Augen eines ungeheuren Wolfes. Wo war der Wolf? Der zu schwache menschliche Blick vermochte nur die Umrisse seines Leibes nicht zu erfassen; die Linien der jenseitigen und grauenhaften Landschaft bildeten ihn. Wenn er sich reckte, würden erst diese Linien dem Auge verständlich. Und hier, am andern, dem nahen Bogenende, die erhöht über der Straße in einer Reihe stehenden totenstillen Cabanons mit tiefgezogenen, einflächigen Dächern, mit stahlscharfen, vom Mondlicht grell betonten Konturen: waren das nicht die Zähne im offenen Rachen eines andern kolossalen Tieres, das riesenhaft dalag, unbeweglich drohend?

Und dann würde gleich vor mir die ganze Bucht liegen. Hier war alles etwas weicher, und mehr Lichter erschienen, vielleicht ein Dutzend. Das Wasser im Hafen, plätschernd, sanft, blau – deutlich sah ich alles, zu oft hatte ich es erlebt – von so hellem Blau war es, wie man es nicht für möglich hielt in der Nacht. Und der Mond gab nicht einmal sehr hell, etwas milchiger Dunst lagerte in den Lüften. Aber gegen die Weite hin war das Meer grünschwarz, dunkel von zermalmender Massivität; der Himmel aber, weißlich, bläulich oder unsichtbar, ganz mürbe, mürbe drüber, etwas gelblich irgendwo....

Und vor meinem eigenen Cabanon würde ich ankommen, nachdem ich über eine halbe Stunde gewandert wäre. Ich schloß es auf mit dem Schlüssel, der halb so groß war wie das Cabanon. Die schwere Holztüre, das kostbarste Stück am winzigen Gebäude, öffnete sich machtvoll. Dunkel und ein wässriger Geruch schlugen mir entgegen. Ich tastete nach der Petrollampe im Dunkel, steckte sie an. Nun erschienen die rotpolierten Ziegelchen, die den Boden bildeten, die Herdplatte, auch aus roten Ziegeln, mit der kleinen Vertiefung, die zum Kochen mit Holzkohlen diente, die glatten Wände, an denen kein Bild hing,

denn auch nicht die Spitze einer Stecknadel haftete in dem Mauerfirnis, der die dünnen, hier aufrecht gestellten Ziegelchen bedeckte. Kein Ofen, keine Wärme irgendeiner Art. Sollte ich mich im Mantel an den schwankenden Tisch setzen, Käse und Brot essen? Schlafen und die Türe schließen? Schrecken!

Kein Freund, keine Menschenseele im Raume, Eiseskälte. Über die geisterhaften Felstürme huschte in regelmäßigen Sekundenabständen der schattenhafte Schein des Leuchtturms, der weit draußen im Meer stand. Unten im kleinen Café hockten noch beim Kartenspiel die gutmütigen, lederartigen Fischer, mit denen ich nicht sprechen konnte, bewegten langsam ihre schweren Vorderarme und schrien wie Mörder. Mich abschließen, schreiben? Was sollte ich denn noch schreiben, wo waren die helfenden geistigen Mächte, zu kalt war alles! Sollte ich singen: «Stille Nacht...» bis «Und das himmlische Kind!» und dann doch schlafen? Schrecken!

- Noch hatte ich mich nicht fünf Minuten weit entfernt von der Endstation des Trams und von den letzten Häusern, denen man ansah, daß es die letzten waren....

Zurück!

\*

Schon drei Stunden war Nacht. In allen Straßen der Stadt, deren samtener Lärm anwuchs wie ein rauschendes Orgelspiel, redete als eindringlichste Wirklichkeit: daß morgen Fest war, Weihnachten! Die Kaufläden, von denen wenige erst geschlossen waren, glänzten wie nie, alle Leute gingen rasch. Langsam schritt ich über die Place de la Préfecture. Was suchte ich denn hier? Von dort war ich entflohen, weil es zu schreckhaft war. Sollte ich ein Festessen nehmen gehn, wie es üblich war an diesem Tag? Geld und Appetit fehlten mir. In ein Kino gehn? Unmöglich. Was suchte ich denn hier? Einen Freund, Freunde? Zu lange lebte ich in dieser Stadt, um noch darauf zu hoffen. Die Bewohner waren im Grunde allzugleich den Fischern des kleinen Dorfes. Sehr dick, sie lachten ungeheuer, liebten das Kartenspiel und dann den Schlaf. Ich wußte, ich würde niemanden finden, aber eine seltsame Illusion konnte mich doch immer begleiten. Es war hier wärmer. Und ich suchte und erwartete vielleicht doch etwas anderes, als was nur im Freunde sein konnte. So etwas wie meinen Löwen, den unnennbaren Schrei des Adlers turmhoch über mir, Tiere, durch die ich stark und mächtig würde ohne alle Hilfe und die Einsamkeit verhöhnend. Adler und Löwe! Die waren es. Diese großen Symbole.

Nicht irgend Tiere, denn Tiere, was konnten die mir bringen, was verstanden die?

Da war eben ein Tier, das die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ein gestürztes Pferd. Ein kleiner Menschauflauf führte mich zu ihm hin. Ein anderes Pferd stand noch angespannt vor einem leeren Brückswagen. Dieses lag nackt auf dem kalten Pflaster. Vollständig regungslos. Aber es atmete. Mit großem Hunger nach einer erlösenden Sensation trat auch ich näher. Gleich fiel mir die erschreckende Magerkeit beider Pferde auf. Eine Verwundung war am gestürzten nicht sichtbar. Der Hals schien unglaublich lang, weil es wie tot dalag, den Kopf auf den Pflastersteinen.

Ein Polizist, dessen Gesicht aus ein paar harten Fleischbergen bestand, die rotbraun und poliert waren, gleich gewaltigen Kastanien, stand dabei und schaute interesselos ein wenig auf das liegende Pferd, ein wenig auf den Wagen. Er sah nicht böse aus, schien überhaupt fast keine Eigenschaften zu haben. Der Fuhrmann aber ging mit gequältem Blick um den Wagen herum und hantierte mit deutlichen Zeichen der Gereiztheit und Ermüdung. Es war ein rothaariger, sehr kräftiger Bursche mit breitem aber nicht fettem Gesicht und er glich auffallend einem Knechte, den ich in den Bergen angetroffen hatte, einem äußerst arbeitsamen und gutmütigen, dabei aber zu Jähzorn neigenden, eigensinnigen Gesellen, der immer übervorteilt wurde.

Schließlich schien der Polizist einen Gedanken zu empfangen, denn er wandte sich dem Burschen zu und sagte: «Also! Was soll das hier! Das Pferd muß weg!»

Der Bursche hob hilflos die Arme mit einem langen Atemzug, der ungefähr sagte: mein Gott, bringt mich nicht zur Verzweiflung! Ich habe den ganzen Tag gearbeitet, die Feierabendstunde ist ohnehin längst vorüber und ich tue alles, was ich kann! – Und laut ließ er vernehmen: «Wie will ich es aufstellen, allein!» Der Polizist bewegte langsam den Kopf und schaute wieder ein wenig auf das liegende Pferd. Der Bursche trat nochmals zu diesem hin, versuchte es erst mit einer schwachen Liebkosung, zerrte an ihm, brüllte es an und gab ihm ein paar Schläge, alles ohne viel Überzeugung, und das Pferd rührte sich nicht.

Jemand unter den Zuschauern sagte: «Es ist schon einmal gestürzt diesen Abend.» Eine fette Dame trat hinzu, rief: «Ach das arme Tier! Komm, Tutu, schnell die Suppe essen!» und das Hündchen trippelte mit ihr fort. Die meisten gingen rasch weg und ließen den Platz andern.

Das Pferd rührte sich nicht, hatte das eine Auge, das man sah, halb geschlossen und bewegte nur von Zeit zu Zeit ganz sachte die Nüstern. Jemand sagte: « Das Tier ist zu alt. » Ein anderer: « Gut zum Wursten. Zwar werden die Würste zäh sein. » Da kam dem Polizisten wieder ein Gedanke:

« Also! Das Pferd stört den Verkehr! Das Pferd muß weg! »

Die Antwort war eine Bewegung des verhaltenen Zorns. Aber der Polizist hatte noch mehr Gedanken:

« Seid Ihr der Besitzer? »

« Nein ! » rief der Bursche, auf den die Frage wie eine kleine Erlösung gewirkt hatte.

« Wer ist der Besitzer? »

« Eben weiß ich es nicht! Ich habe das Pferd am Morgen im Stall genommen, ohne die Nummer abzulesen! »

Der Polizist war ratlos und schaute wieder ein wenig auf den Wagen. Plötzlich fiel ihm ein:

« Aber dein Meister? Du must doch einen Meister haben? »

« Ist schon lange nicht mehr im Geschäft! »

« Da muß man eben wohin telephonieren, daß das Pferd abgeholt wird. Es kann hier nicht liegen bleiben! »

Der Bursche sah aus, wie jemand, der zu heulen beginnen will:

« Ist mir nicht erlaubt! »

Der Polizist schaute wieder ein wenig auf das liegende Pferd. Eine Stimme unter den Zuschauern ließ sich vernehmen: « Verwundet ist das Pferd nicht. » Ein anderer zuckte die Achseln: « Jedenfalls liegt es da! »

« Aber wo wohnt denn dein Meister? » fragte nochmals der Polizist.

« Ich weiß nicht, wo er wohnt! Hier ist die Adresse des Geschäftes. Aber niemand ist mehr dort als ein Knecht. » Er zeigte auf ein Schild am Wagen, auf dem der Namen irgendeiner Transportfirma stand. Mehrere Blicke richteten sich auf das Schild: « Nicht eben im nächsten Haus! » – « Billig scheint der Hafer dort nicht zu sein! »

Ich stellte mir den Inhaber der Firma vor: ein wohlbeleibter Herr. Der saß jetzt wohl bei Kartenspiel und Apéritif in einem Café bei der Börse. Er mietete die Pferde von armen Bauern, nährte sie wenig, ließ sie viel arbeiten. Einen Wagen kommen zu lassen, war dem Knechte nicht erlaubt, denn das Pferd war ja nicht tot. Auf einmal schien mir der Bursche ähnlich wie das Pferd, auch sehr abgearbeitet, auch sehr müde.

Der Polizist schwieg. Aber jetzt war jemand da, der die wartenden Zuschauer anderswie befriedigte. Groß, dick, tadellos gekleidet, was mit seinem Aussehen kontrastierte. Kein Stäubchen auf dem schwarzen Mantel und steifen Hut, die Schuhe modernster Form, glänzend wie Spiegel, aber die Haut seines Gesichtes wie Baumrinde oder Leder, die Stirne winzig klein, der weit vortretende Unterkiefer von jener für berufliche Ringkämpfer charakteristischen Form. Schon aus der Art seines Nahetretens wurde sofort klar, daß er sich gut auf Pferde verstand. Aber ebenso klar wurde gleich, daß das einzige Interesse, das ihn hier zu verweilen veranlaßte, darin bestand, seine Kenntnisse und seine Person zu produzieren. Um zu beginnen, gab er ein fettes Lachen von sich. Aufmerksam schauten und horchten schon alle Zuschauer, von denen er die meisten um einen Kopf überragte, hin; auch der Polizist hatte eine ehrerbietige Haltung angenommen.

In der Hand hielt der Mann mit dem gigantischen Kinn und dem aufgeworfenen Kopf einen ganz dünnen schwarzlackierten Stock mit silbernem Griff. Mit diesem Stock beklopfte und betastete er nun das leblos ausgestreckte Tier an allen Körperteilen; der Arm blieb dabei vollkommen ruhig, nur das Handgelenk bewegte sich; der Griff des lächerlich dünnen Stockes verschwand fast in dem riesigen Knollen der fein behandschuhten Faust. Der Mann schmunzelte und ließ nachlässig fallen: « Gerade fett ist die Mähre nicht. Wenn man noch lange wartet, wird sie auch gratis kein Metzger mehr wollen. » Er kitzelte das Tier wohlwollend mit der Stockspitze, war des Erfolges beim Publikum sicher, und einige lachten beifällig. « Na, man wird sie doch erst einmal auf die Beine stellen. He! alter Freund! Mach keine Spässe! Wirst dich noch etwas aufraffen müssen! » Das Pferd blieb unter den stetigen Liebkosungen der Stockspitze reglos. Mir schien, die paar Schläge, die ihm der Bursche ohne Grausamkeit, mit müder Hand, gegeben hatte, seien ihm lieber gewesen. Aber das waren wohl Einbildungen.

« Na, erst mal Säcke unter die Füße! – Hast du Säcke? » Der Bursche antwortete nichts, sondern ging welche holen, hob die Füße des Pferdes und breitete sie darunter auf den Pflastersteinen aus.

« Na, jetzt es rollen, dann wird's schon von selber aufstehn! » Mehrere Männer halfen, faßten die Füße und beschrieben damit einen Halbkreis um die Wirbelsäule, einige Male hin und her, bis der erwartete Effekt eintrat: durch den leblosen Körper ging eine Kontraktion. Aber während die Männer rasch um einige Schritte zurück flüchteten, sank

das Tier schon kraftlos in die vorige Lage, legte den langen Hals und den Kopf wieder auf die Pflastersteine, streckte die Beine, von denen es schon zwei auf den Boden gestellt hatte, langsam wieder aus.

Zwei oder dreimal wurde der Versuch wiederholt. Aber stets endete er auf gleiche Art. Der Bursche tat einen langen Atemzug und richtete den Blick, langsam mit dem Kopfe nickend, stumm nach oben. Der Pferdestallbesitzer oder Viehhändler ging, nochmals großartig schmunzelnd, weg. Die andern Leute auch; sie ließen den Platz Neuankommenden. Von den vorigen blieben bald nur der Polizist, der Fuhrmann und – ich. Denn ich hatte ja keine Eile.

Auf einmal bewegte das Pferd die großen, schmerzvoll in die Luft hineinstarrenden Lippen, regte sich, krümmte den Hals und hob den Kopf. Es schaute um sich. Es hatte seine Augen groß geöffnet und ich sah seine Augen. Sie waren riesenhaft, schwarz und glänzend, überraschend lebendig in dem halb toten Leibe. Doch in ihrem Glanze lag nichts Hartes, nichts Trotziges und nichts Begehrendes. Und der Tod war doch rings um den Glanz herum in der dunklen, unbewegten, gelatineartigen Substanz. Ich schaute hin auf diese Augen in dem langen, seltsamen Tiergesicht und auf einmal erschauerte ich, als ob mich die Kälte, die ich bis jetzt nicht gespürt, plötzlich am ganzen Leibe erfasse, aber es war nicht die Kälte. Wer war das denn, der mich da anblickte? Diese Augen hatte ich schon gesehen, ich kannte diese Augen! Wer war das denn, dieses Wesen hier? Ein Tier? Was ist ein Tier? Ich tastete nach Formulierungen einer noch dunklen Erkenntnis, starrte hin wie im Halbschlaf und ermannte mich einen Moment, als ich dachte, ich könnte den Leuten einen sonderbaren Eindruck machen. Inzwischen hatte das Pferd seinen Kopf wieder auf die Erde sinken lassen.

Da erschien ein zweiter Polizist. Der sah entschieden böse aus.

« Was ist denn hier immer? Wie lange dauert das noch? » Der erste sprach leise mit ihm.

« Wenn es nicht verwundet ist, muß es aufgestellt werden! Wer hilft? » Zwei Arbeiter traten langsam hervor, ein verlegenes Lächeln verdrängend, dann etwas rascher mehrere andere Männer, dann, als das Manöver schon begann, rasch noch viele. Der Polizist kommandierte brüllend. Schonungslos wurde überall angefaßt, wo es möglich war. Es entstand ein andauerndes Ringen, und da sich die Männer, von einheitlichem Kommando dirigiert, geschickt benahmen, gelang es auf einmal: das Pferd stand.

Es stand. Zitternd und so unsicher zwar, daß am wahrscheinlichsten

war, es würde gleich wieder hinfallen. Erwartungsvoll schaute jedermann hin; selbst der bösertige Polizist dachte vorläufig nicht daran, etwas Weiteres zu unternehmen. Jetzt erst, da das Tier nicht mehr lag, tat seine Magerkeit die volle Wirkung. Wahrlich, es war kein Wunder, daß der Mann mit dem gigantischen Unterkiefer kein Interesse an ihm finden konnte! Er liebte die Rennpferde, jene Rassistiere mit den reinen Linien, die von ihrer Geburt an gehätschelt, auch in ihren Tücken bewundert wurden und nicht arbeiteten. Dieses Tier hier, eines nur von ungezählten, hatte keine reinen Linien mehr. Die Beckenknochen schienen nur mit einer Haut überdeckt, das Profil des Rückens erinnerte an eine Berglandschaft. Es hatte keine Tücken, es wurde von niemandem geliebt, es arbeitete immer.

Jetzt, da es dastand mit äußerster Mühe und sich doch nicht wieder hinsinken ließ, war es klar: es war kein Trotz gewesen, kein Revolutionsgedanke, als es vorher dagelegen hatte. Eine vollständige Überwältigung war es gewesen, aus der eine letzte Resignation erstand, ein vollkommenes Übereinstimmen mit allem, was nun mit ihm geschehe: daß man es hinführe, wo Würste aus ihm gemacht und seine Knochen gemahlen würden. Zu jenem Reiche des Friedens hin führte für es kein schwerer Weg.

Es blieb stehen. Der Bursche ließ es am Gebisse, das er ihm wieder angezogen hatte, kleine Bewegungen um sich selber machen, dann führte er es, Vertrauen schöpfend, dem Brückenwagen entlang. Es hinkte. Die Leute flüchteten aus seiner Nähe aus Angst, es möchte wieder stürzen. Aber es kam gut hinten an. Der Bursche band den Strick, der am Gebiß hing, am Wagen fest.

«Ganz kurz anbinden! Dann wird es nicht mehr fallen!» kommandierte der bösertige Polizist.

Einmal hob es den Kopf, dann senkte es ihn wieder. Es mochte sich der früheren Ruhe erinnern. Der Wagen stand noch eine Weile. Der Bursche raffte das Lederzeug und die Säcke zusammen, spannte das zweite Pferd anders an. Inzwischen machte sich nochmals jemand mit dem Pferd zu schaffen, der das Aufsehen der Leute auf sich zog. Er war fast gleich gekleidet wie der vorige. Nur den Stock mit silbernem Handgriff trug er nicht. Auch seine Kiefer traten nicht vor. Die gewölbte Stirn, die mit der milden Form des ganzen Gesichtes übereinstimmte, deutete kein Genie an. Er war einfach gut.

Er ging weg, kam nach einem Moment wieder. Er zog etwas aus der Tasche, hielt es dem Pferde hin – Zucker.

Das erinnerte mich ganz unmittelbar an eine Stelle in einer gewissen Symphonie, wo nach strenger Entwicklung wichtiger Dinge, die man billigt und überdenkt und als eine ganze Welt betrachtet, in einer jähen Wendung erst ein ganz neues Ding erscheint, ein turmhohes, vor dem es nichts mehr zu überlegen gibt.

Das zitternde Tier beschnupperte langsam den dargereichten Zucker, entblöbte seine großen Zähne, ergriff ihn, kaute, mit Pausen, ließ ihn zur Erde fallen. Schaum und Speichel flossen nach. Der Mann reichte ihm zwei andere Stücke. Es kaute wieder, sie fielen auf den Wagen. Es nahm sie dort wieder, abermals schwach angereizt, aber ließ sie, schon zermalmt und naß, wieder fallen, viel zu ermüdet und überanstrengt, um weiteres Verlangen zu zeigen. Und ihm hatte vielleicht niemand, sein ganzes Leben lang, je Zucker gegeben....

Alles war bereit. Der Fuhrmann setzte den Wagen, das vordere Pferd am Zügel führend, vorsichtig in Bewegung. Der Strick spannte sich, der Hals streckte sich und nun, langsam und mit Lautlosigkeit, hinter der man nicht die Anstrengung, die es kostete, berechnen konnte, fing auch das kranke Tier zu gehen an.

Die Leute standen noch ein Weilchen und schauten nach, dann, als sich keine Änderung anzeigte, der Wagen sich in gleichmäßigem Tempo, etwa so schnell wie ein langsamer Spaziergänger, entfernte und das Pferd am gespannten Strick hinterher hinkte, verliefen sie sich.

Schon war das Gefährt wieder allein. Alle Leute gingen rasch. Der Fuhrmann, der häufig besorgt rückwärts schaute, bog nun in die schmale und äußerst belebte rue Paradis ein. Die Läden glitzerten mehr als vorher, das Orgelspiel der Stadt schien sein Fortissimo erreicht zu haben, nie waren mehr Leute und Autos auf der Straße gewesen und nie freudigere, eilendere.

Der Weg schien für das kleine Gefährt gefährlich. Ich folgte in einer gewissen Entfernung. Das hinkende Pferd litt wohl, denn es ging stark schief und kümmerte sich nicht darum, daß es häufig mit dem einen Schenkel Trams und Autos streifte. Manch ein verwunderter Blick traf es, von Leuten, die schneller verstanden, hie und da ein teilnehmender, von andern wieder, die sich am Verkehrshindernis ärgerten, ein zorniger. Aber alle schauten gleich wieder anderswohin, jeder auf seines besondern Weges Fortsetzung, und alle eilten, rasch, rasch, rasch. Ein Bettler nur in einer dunklen Seitengasse ging langsam.

Fast endlos war die Straße. Doch geschah dem Pferde nichts Leides. Ja, es schritt sogar nach und nach etwas leichter. Endlich querte der

Wagen die Canebière – Marseilles großes Boulevard –, wo vom nahen Hafen her ein Windhauch den salzigen Geruch des Meeres trug. Der Weg führte um die Ecke der Börse herum, an schreienden politischen Plakaten vorbei. Am lautesten schrie unter ihnen ein kommunistisches. Um Hilfe für die Armen, die Unterdrückten, die Arbeitenden. Was sagst du dazu, verlassenstes, am meisten arbeitendes, hoffnungslosest armes Geschöpf, das da vorbeigeht, das sich mit Mühe hinschleppt zum fernen Stall? – Die Allerletzten schreien nicht, sie reden nicht. Sie blicken nur mit unergründlich ernsten Todesaugen.

Mit so unergründlichen Augen, weil manchmal schon ein anderer durch sie blickt, einer, der mehr weiß, als was der zeitliche Wille die Menschen wissen läßt. Einer, der dankbar alle Verbesserungen des Lebens annimmt und der doch niemals glaubte, daß irgendeine mit Blut nicht zu teuer bezahlt wäre.

« Wirklich, was könntet ihr denn *mir*? Ich werde schon tot sein, bis ihr kommt. Aber die mir Gleichenden werden wieder die Letzten sein, irgendwo in dunkler Tiefe. Keine zeitliche soziale, nur eine ewige Änderung kann uns retten – die schon da ist, dem, der will. »

Hinter der Börse begann der Wagen einen großen, dunklen Platz zu queren. Wie weit waren die Stallungen noch? Was würde morgen und in der kommenden Zeit des Pferdes Los sein? Und das andere, an welchem Tag würde auch es stürzen?

Schon fuhr der Wagen etwas schneller. Der Strick war nicht mehr gespannt. Das Pferdchen trottete hinterher in immer gleichem Schritt und, wie es dem Fuhrmann schien, schon wieder ein wenig fröhlich.

\*

Schon sechs Stunden war Nacht. In Todesstille lag das Fischerdorf. Kein Licht brannte mehr. In regelmäßigen Sekundenabständen huschte über die geisterhaften Felstürme der schattenhafte Schein des Leuchtturms, der weit draußen im Meer stand.

Da kam ich langsam wandernd an. Ich öffnete mit dem riesigen Schlüssel mein kleines Cabanon, tastete im Dunkel nach der Petrolampe – ja, essen würde ich hier drin, die Türe schließen, schlafen, wieder weiterarbeiten würde ich an meinem Werk, von morgen an, in meiner Trübsal ohne Trübsal. Was denn sollte ich anderes tun? Ich war umhergegangen und hatte nach etwas geschrien. Vielleicht darnach, daß ein anderer mein Werk tue für mich? Oder war ich nur umhergegangen, um die Liebe zu suchen? Die würde schon von selber

kommen, wenn die Stunde kam. Oder war ich umhergegangen mit dem Schrei nach etwas, nach irgend etwas – dem Ruf des Adlers, turmhoch über mir, der mir Unnennbares brächte, ohne daß ich wußte, was?

Viele sind so umhergegangen und haben nach etwas geschrien. Und ich wie sie, wir würden immer wieder, immer wieder gehen. Unglaublich schien es mir an diesem Tag in meinem kleinen Cabanon und ich blickte darauf wie auf einen trüben Dunst am klaren Tag, wie auf eine merkwürdige Wirrnis; aber ich wußte es. Was war es denn, dieses Umhergehen und Schreien: doch wirkliche Liebe zu Adler und Löwe?

Ja: Adler und Löwe würden kommen – aber auf einem andern Plan.

Was seid ihr denn, stolze Tiere, als Herolde des Heraufsteigenden, als Zeichen des Mächtigen durch die Nacht? Wo aber ist der Mächtige? Diener seid ihr nur: wo aber ist der Herr?

Heute sah ich etwas, das nicht zerklang, das nicht ein halbes Stück war, das nicht von andern erhöht werden konnte, etwas, ja, das an die Erhabenheit reichte. Ja, größer als eure Größe und stärker als eure Stärke, stolze Tiere, wird jetzt, in der Nacht, schon die Stimme des Pferdchens: von der letzten Demut.

«Saures Entsagen, mühsames Pflichttun?» So ist es schon für euch Menschen, die ihr das alles nicht versteht. Wer aber gibt dem Pferdchen je Lohn?

Ich sah einst in eine verborgene Tiefe des Meeres: durch Felsen stieg ich hinunter, durch einen Trichter in der innersten Bucht, wo es schattig war, dann düster, man sah schon lange keine Weite mehr. Als ich durch eine Höhle hinabgeklettert war fast bis unter den Spiegel des Meeres und schon das Ende zu erreichen meinte, da auf einmal gewahrte ich jenes grünliche, unerhörte Reich der nie gesehnen Tiefe, aus dem mir in tausendfältigem Widerschein die Sonne neu entgegentrat. Schwarze und seltsame Fische zogen langsam umher unter den phantastischen Gewölben der Küstenfelsen, ewig stumme, die jene Tiefe nie verlassen, wo sie von keinem Angler gefangen werden können. Und unter ihnen immer fernere, immer dunklere Welten zwischen Bergen und Tälern, Tälern und Bergen. Ich komme hervor von da unten, verduzt auf unsere gewöhnliche Oberfläche wieder zurück; oben kräuseln sich die Wellen, man sieht nie von der Weite des Meeres da hinein. Aber hat deswegen jenes Reich weniger Wirklichkeit?

Adler und Löwe, von euch klingen die Schellen des Marktes, immer

wieder, immer wieder. Und die Menschen, schlichte Wesen, denken: welche Größe. Aber der lärmende Markt vergeht und es kommt die dunkle Stunde der Nacht und niemand hat euch noch näher kennen gelernt.

Des Pferdchens Stimme verhallt. Die Menschen brauchen euch, Trompeter des Marktes, die ihr Besitz verspricht und jenen Geist nicht begreift, sondern jenes saure Mühe nennt, die nach Lohn ziele und keinen bekomme.

Die ihr nicht mehr wißt von jener Tiefe, überwältigend wie eine Symphonie, keine Pflicht der Entsagung, sondern größere Melodien in der Einsamkeit der Verlassenheit als in allem Jubel des Erreichten, nicht Hoffnung, nicht Tat, nein, größere Melodien schon, einsamster Stolz, schillernde Gemächer in den letzten Gewölben des Abgrunds, da keiner hinkam von den Besitzenden, keiner.

Ich hatte dem Pferdchen nicht Zucker gegeben, ich hatte es nicht angerührt, nicht zu ihm gesprochen. Zu unkundig, zu fremd war ich seinem Körper. Ich allein hatte es geliebt.

Ich hatte es nicht angerührt. Ich war ihm nur gefolgt von ferne. Bis an den dunklen Platz

– über den ich dann selber auch allein ging. /